

(Nachdruck verboten.)

4) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Schäudernd blicke ich diesen zwei Jahren entgegen. Seit meiner Ankunft bis jetzt löste eine Beschäftigung die andere ab. Von dem langweiligen Empfangen und Verpassen der Ausrüstungsgegenstände würde ich gar nichts erwähnen, wenn das unangenehme Drum und Dran nicht wäre. Die allgemeine Behandlung seitens der Unteroffiziere ist hier auf Bauern und Hausknechte zugeschnitten. Du kannst Dir also denken, welchem Milieu ich mich anpassen muß. Man möchte verzweifeln! Und dann noch die Art und Weise der alten Mannschaften uns Rekruten gegenüber. Es ist fast tragikomisch, daß die alten Mannschaften selbst dazu beitragen, den Rekruten das Zwangsleben hier durch widerwärtiges Benehmen noch ungenießbarer zu machen. Wir stoßen bei den alten Mannschaften geradezu auf Haß! Wir alle haben darunter zu leiden. Man kommt sich schließlich vor, wie von seinem eignen Bruder gepeinigt. Mir scheint das ein altes Erbübel zu sein. Wenn ein Bursche das schwere Soldatenjahr hinter sich hat, dünkt er sich den unwissenden Rekruten gegenüber als natürlicher Vorgesetzter oder glaubt sie bei jeder Gelegenheit bevormunden zu können. Der junge Soldat macht es den entlassenen nach, und was man früher an ihm getan hat, probiert er nun an den Rekruten. Du glaubst gar nicht, liebe Grete, was man da auszustehen hat. Mit Abscheu denke ich noch an den gestrigen Besuch auf unserer Handwerkerstube. Meine Stiefel, die ich vom Kammerunteroffizier auf „militärische“ Weise bekam, und die so überriestert sind, daß das Grundleder am Fußeil überhaupt nicht mehr sichtbar sind, sollte ich auf der Handwerkerstube reparieren lassen. Ich kann es Dir gar nicht wiederholen, ohne vor Empörung rot zu werden, wie ich von diesen „Kameraden“ behandelt wurde.

Morgen soll der eigentliche Dienst beginnen. Jeden Morgen von sechs bis sieben Uhr sollen wir Instruktionsstunden haben, teils vom Korporalschaftsführer und teils vom Leutnant der Kompagnie. Daran anschließend soll Exerzieren sein.

Wie einsam fühle ich mich hier unter so vielen Menschen. Mit keinem kann man ein vernünftiges Wort reden. Alles Leute, die nur das eine Gemeinsame mit mir haben, mit mir empfinden, daß das Soldat sein eine Pein ist. Wie sehne ich mich nach Dir. Es ist kaum einige Tage her, da wir uns trennten; mir kommt es vor wie eine Ewigkeit! So viel habe ich bereits hier erlebt. Wie diese zwei Jahre vergehen werden, weiß ich nicht. Ob ich der bleibe, der ich bin, ist mir auch ungewiß. Mit den Wölfen muß man heulen, sagt ein Sprichwort. Wenn ich mich nun in diesen zwei Jahren allem anpasse, glaube ich kaum, daß ich mich nicht zu meinem Nachteil verändern werde. Wenn Du hier wärst, würde es vielleicht anders werden. Dann könnte ich Dich wöchentlich einmal besuchen. Doch ein weiter Raum trennt uns auf zwei Jahre. Denn an Urlaub kann ich auch nicht denken. Dort habe ich keine Wohnung — und für die paar Tage lohnt sich die große Reise auch nicht. Wiewohl ich viel drum geben würde, Dich nur auf Augenblicke zu sehen und zu sprechen — die Abschiedsstunde würde für uns beide doch dann zu schwer sein. Ich muß den bitteren Kelch ganz auskosten, dann kann ich wieder als Mensch Dir vor den Augen erscheinen. Schreib mir bitte, recht oft. Das ist das einzige, was Du tun kannst. Jetzt fühle ich erst, was Du mir bist und wie lieb ich Dich hab. Harre auch Du in Deiner Liebe aus und verzage nicht. In zwei Jahren bin ich wieder ganz Dein. In aufrichtiger Liebe
Dein Veit.

Beim Minuten vor der festgesetzten Stunde hatten sich die Rekruten in der größten Korporalschaftsstube des Kompagnie-regiments zur Instruktion versammelt. Jeder hat einen Schemel mitbringen müssen. Längs der vier Wände mußten sie sich in drei Reihen auf die in genau geraden Linien stehenden Schemel setzen. Sämtliche Rekrutenunteroffiziere mit dem

Feldwebel waren zur Stelle. Die Tür war geöffnet, und die teils auf der Schwelle, teils auf dem Flur stehenden Korporalschaftsführer machten sich über die Unbeholfenheiten oder Eigentümlichkeiten der jungen „Sammel“ lustig.

Der Feldwebel übte währenddessen mit den Rekruten auf das Kommando „Achtung!“, das gleichmäßige vom Schemel-Auffspringen, bis die erlangte Fertigkeit sein militärisches Schönheitsgefühl befriedigte.

Der Leutnant mußte den Flur betreten haben. Alle Unteroffiziere zogen sich eiligst in die Stube zurück und nahmen dort in einer Reihe Aufstellung.

„Achtung!“ kommandierte der Feldwebel.

Nach einem donnerähnlichen Schläge stand alles still.

„Sieben Unteroffiziere, achtundfünfzig Rekruten zur Instruktion zur Stelle!“ meldete der Feldwebel dem ein-tretenden Leutnant.

Ein feiner Beobachter konnte bemerken, daß er sich den Rekruten gegenüber als Persönlichkeit fühlte. Mit herablassendem Stolz berührte er mit dem rechten Zeigefinger sein Mügenschild.

„Lassen Sie die Leute rühren!“ sagte er mit einer dünnen schneidenden Stimme.

„Rührt Euch!“ schrie der Feldwebel.

Der Leutnant ging von einem Rekruten zum andern und stellte die üblichen Fragen, die schon jeder im geschriebenen Lebenslauf beantwortet hatte.

Er war der richtige Typus des Leutnants einer kleinen Garnison. Geschniegelt und gebügelt. Alles an ihm verriet den Kleinstädter. Das Gesicht war nicht besonders hübsch. Ein Schnurrbärtchen, wie üblich nach oben gewickelt, gab seinem Gesicht den militärischen Zuschnitt. Im Offiziersjargon erkundigte er sich nach der Herkunft jedes einzelnen. Bei den Antworten lernten die Rekruten einander erst kennen.

Die, welche von Beruf Kaufleute oder Schreiber waren, ließ er fühlen, daß ihr Erwerbzweig nicht zu den beliebtesten der Kompagnie gehörte.

„Was sind Sie?“ fragte er einen robust aussehenden Burschen, dem man den Bauern ansah.

„Landwirtschaftlicher Gehilfe.“

„Also Mistkuischer! Und Sie?“

„Friseur!“

„Da können Sie sich hier in der Kompagnie beliebt machen. Und Sie da, mit dem Stiefelkopf?“

„Schreiber! Herr Leutnant.“

„Lassen Sie sich vor allem die Haare wachsen, damit sie militärisch gescheitelt werden können. Kahlköpfe können wir hier nicht brauchen. Ueberhaupt,“ wandte er sich an alle, „hat jeder mit tadellosem Anzug hier zu erscheinen, tadellos gekämmtem Haar und sauber gewaschenen Händen. Ich werde mich in jeder Stunde davon überzeugen.“

„Wie heißen Sie denn, mit den vielen Pickeln in der Bisage? — Sie mein' ich! Was gucken Sie mich denn so blödsinnig an? Was sind Sie?“

„Fabrikarbeiter.“

„Wie heißen Sie?“

„Veit.“

„Alter Freund, Ihnen scheint die Fabrik noch in den Knochen zu stecken. Hier sind Sie beim Kommiss! Verstehen Sie?“

„Zawohl, Herr Leutnant!“

„Waren Sie in einem Verein?“

„Im Turnverein.“

„Sonst in keinem?“

„Nein!“

„Die Sozjengeschichte gibts hier nicht! Wo kommen Sie denn her?“

„Aus Erfurt.“

„Das ist wohl ein rotes Nest, was? — Sind sie vorbestraft?“

„Zawohl!“

„Wie denn?“

„30 Mark Geldstrafe wegen Körperverletzung.“

„Reißen Sie sich nur ja zusammen! Sonst können Sie Ihre Militärzeit im Loch zubringen. Kommiss haben's bei uns nicht gut.“

„Wie heißen Sie?“ Damit nickte er einem mit hochrotem Gesicht verlegen dastehenden Rekruten zu.

„Herr Leutnant, ich heiße Bindecke,“ buchstabierte ein Rekrut her.

„Sie sind wohl ein bißchen schwach im Schädel?“

„Ich weiß nicht.“

„Sie wissen's nicht? Jedenfalls sehen Sie ziemlich be-
schränkt aus.“

Amüsiert kicherten die an der Tür stehenden Unter-
offiziere in sich hinein.

„Schmeckt Ihnen denn das Essen hier, Bindecke?“

„Ja wohl, Herr Leutnant!“

„Werden Sie auch satt?“

„Ja wohl, Herr Leutnant!“

Wenn Sie nicht genug haben, brauchen Sie's mir nur
zu sagen. — Sie scheinen ein bißchen dumm zu sein, aber sonst
ein ganz braver Kerl.“

Die Stunde verging, ohne daß es zu der eigentlichen
Instruktion gekommen wäre.

Auf dem Kasernenhof folgte der erste Exerzierdienst.

Am Nachmittag war Aufstellung vor dem vom Urlaub
zurückgekehrten Hauptmann. In zwei Reihen, mit einem
Schritt Abstand, mußten sich die Rekruten auf dem Exerzier-
platz aufstellen. Der Hauptmann ritt von einem zum andern
und stellte die den Rekruten schon zum Ueberdruß bekannten
Fragen. Volter merkte es manchem Rekruten an, wie ver-
legen sie der durchdringende Blick des Hauptmanns machte,
sobald dieser vor ihnen stand.

Eine stattliche Figur, der Hauptmann. Sein wohl-
geformtes Gesicht hatte einen lebenslustigen Ausdruck. Sein
blonder Schnurrbart war sorgfältig nach den Seiten ge-
strichen. Das Haupthaar an den Schläfen war ein wenig
angegraut, was sein Gesicht noch männlicher erscheinen ließ.
Wenn er mit seinen Rekruten sprach, nahmen seine Augen
einen Respekt einlösenden Ausdruck an, wodurch manch
harmloser Rekrut befangen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Brunstzeit.

Von Dr. Ernst Schrader.*)

Herbstimmung! Durchsichtiger ist die Atmosphäre als
sonst. Die silbernen Fäden des Altweiberkommers schweben durch
die Luft oder wehen wie lange weiße Wimpel vom Top hoher
Palme, die dürr und gelb emporstarren über den fahlen Wiesen-
grund, wo summende Vienen aus den pfirsichblütfarbenen Selt-
feldchen der Herbstzeitlosen Spätsommers letzte Süßigkeit schlürfen.
— Und nun hebe den Blick zu den walddrönten Wäldern der
Berge, die das Tal deiner Wanderung umfassen! Dunkelgrün noch
stehen die Nichten, erhaben über den Wechsel der Jahreszeiten;
aber die Ahornbäume und Birken, die ihre Kronen am Saume
des Forstes entfalten, leuchten weithin im Schmuck ihres rein
gelben Laubes; und die flechtenbedeckten Stämme der Eberesche,
die an den Seiten der Landstraße Spalier stehen, haben in bren-
nendes Rot ihr gefiedertes Blätterwerk getaucht. Alle Nuancen
der unendlichen Stufenfolge von Purpur bis Orange hat die Natur
auf ihrer Palette ausgebreitet und mit farbenfadem Pinsel ein
Gemälde geschaffen von überwältigender Wirkung.

Wohl klingt noch durch den Lann das trauliche „irr pink pink
pink, irr pink pink pink“ des Buchfinken, und die Tannenmeisen
rufen einander ihr „tütütütü, tütütütü“ zu; aber vorbei ist es mit
den „tausend Stimmen aus dem Gesträuch“, und der Jubelchor
von Sängern, der im Frühling seine Lieder durch den maien-
grünen Wald schmetterte, ist verstummt. Doch auch die herbstliche
Landschaft hat ihre besonderen Stimmen. Nicht meinen wir das
kreischende „Näh“, das der Eichelhäher ausstößt, wenn er umher-
fliegt, Eicheln und Bucheckern zu ernten. Erst in den Stunden
des Spätnachmittages und dann die ganze Nacht hindurch bis zum
neuen Sonnenaufgang hallen jene Laute, die den anderen Jahres-
zeiten fremd sind, weithin über Berg und Tal mit machtvoller
Klangfülle — das „Röhren“ des Edelhirsches.

Hirschbrunn nennen wir die Zeit, wo der König unserer
Wälder Hochzeit hält und mit herausforderndem Brüllen den
Gegner zum Kampfe lädt. Auf dem rasierten Boden einer Lichtung
hat er sich einen „Brunstplan“ angelegt, mit den Klauen der
Vorderbeine und mit den Augensprossen des Geweihs das Erd-
reich auffahrend. Von Ende August bis tief in den Oktober hinein

*) Wir entnehmen diese Betrachtungen dem vortrefflichen
Büchlein: „Aus dem Liebesleben der Tiere“, biologische
Betrachtungen über die Begattung im Tierreich von Dr. Ernst
Schrader, das im Verlag der Franckschen Verlagsbuchhandlung in
Stuttgart erschienen ist (Preis brosch. 1,40 M.).

hält er hier mit Vorliebe sich auf; und dann ist sie vorüber, die
Zeit höchster Leidenschaft. Gestillt ist die zuerst scheinbar unersätt-
liche Begierde, Herr einer möglichst großen Schar von Weibchen zu
sein — besonders kapitale Hirsche deden gelegentlich bis zwanzig
Rühe —, und ausgetobt haben die hitzigen Gefechte der Reben-
buhler.

Die Erscheinung, daß das Liebesleben auf einen ganz be-
stimmten Abschnitt des Jahres von verhältnismäßig geringem
Umfang beschränkt ist, daß also eine sogenannte „Brunstzeit“ oder
„Brunstzeit“ sich ausgebildet hat, findet sich fast bei allen höheren
Tieren, soweit sie nicht — wie viele Haustiere — dem direkten Ein-
flusse der Naturgewalten entzogen sind.

Bei der Mehrzahl der Säugetiere, die unter einem Klima
hauften, das periodischen Wechsel einer lebenbegünstigenden und
einer lebensfeindlichen Jahreszeit zeigt, und die nicht in einer
unterirdischen Bodenstube geschützt und verborgen ihre Jungen
zur Welt bringen, erscheint es notwendig, daß die Geburt der Nach-
kommenschaft zu einem Zeitpunkt stattfindet, an welchem zunächst
die Witterung einen hinreichend milden Charakter angenommen
hat, so daß Kälte oder anderweitige Ungunst die Existenz der noch
so jungen Kleinen nicht allzustark mehr bedrohen. Des weiteren
wird es wünschenswert sein, daß auch das Pflanzenkleid der Erde
sowie das Tierleben bereits hinlänglich entfalteter ist, um dem
Muttertier, das zur Bereitung der den Jungen darzureichenden
Milch seinem Körper nährande Stoffe in größerer Menge zu-
führen muß, die nötige Kost bieten zu können. Und wenn dann
die heranwachsenden Säugetierkinder in ihrer Entwicklung soweit
vortwärt gekommen sind, daß sie — der Mutterbrust entwöhnt —
selbständig auf Nahrungserwerb ausgehen imstande sind, so muß
auch dieser hochbedeutungsvolle Schritt unternommen werden inner-
halb eines Jahresabschnittes, wo Wald und Flur noch nicht verödet
und entwölfert daliegen unter dem harten Joch lebenszerstörender
Bitterungsfaktoren. Und welche Periode des Jahres erfüllt hier
in unseren gemäßigten Breiten alle die drei soeben aufgezählten
Bedingungen wohl glänzender als der Frühling oder der Sommer?
Dabei genießen die Tierbabys, die bei ihrer Geburt von lauer
Langeslust umflutet werden, noch den weiteren wertvollen Vorteil,
daß ihnen bis zum Herbst eine ausreichende Spanne Zeit zur
Verfügung steht, während der sie Widerstandskraft zur Genüge
gewinnen können gegen den Angriff des eisgepanzerten Winters.

Wenn aber — und die vorstehenden Erörterungen dürften
eine überzeugende Sprache zugunsten einer solchen Auffassung
reden — die Rücksicht auf Ernährung und Schutz der jugendlichen
Nachkommenschaft es erfordert, daß bei vielen Säugetierarten die
Stunde der Entbindung in eine ganz bestimmte Jahreszeit fallen
muß, so ergibt sich, da auch die Periode der Schwangerschaft bei
jeder Spezies eine bestimmte Anzahl von Monaten umfaßt, mit
zwingender Notwendigkeit, daß die Zeit der Begattung, die Brunst,
sich ebenfalls beschränken muß auf eine Reihe ein für allemal
festliegender Kalenderwochen. Für die Lage dieses Zeitabschnittes
mit ausschlaggebend ist endlich als vierter Faktor der Ernährungs-
zustand des Männchens. Auf der Höhe vollster Kraftentfaltung
muß es stehen, um den Stürmen zerrüttender Leidenschaft und den
Anforderungen häufig sich wiederholender gewaltiger geschlechtlicher
Ergesse gewachsen zu sein.

Und hiermit haben wir eine biologische Erklärung dafür ge-
wonnen, warum nur über der herbstlichen Landschaft zauberischer
Pracht der hallende Schrei des brünstigen Edelhirsches die Luft
erzittern läßt. Etwa im September werden die Hirschkühe gedeckt;
und während des Winters wächst dann in ihrem Leibe die Frucht
allmählich heran, ernährt von den Vorratsstoffen des mütterlichen
Körpers, die in der kräuterreichen Sommerszeit aufgestapelt wur-
den. Ungefähr vierzig Wochen währt die Periode der Schwanger-
schaft; und also erst gegen Ende Mai des kommenden Jahres wird
das Junge — meist ist es nur eins, seltener zwei oder sogar
drei — am Grunde eines waldigen Vertekes, das die kreisende
Mutter, vom Rudel sich absondernd, zur einsamen Bodenstube er-
lor, ans Licht der Welt gebracht. Und jetzt ist just die Zeit, wo auf
der Waldwiese die saftigsten Kräuter sprießen, als treffliche Kost
für die säugende Hirschkuh. Und wenn dann, Wochen darauf, die
jungen Kälber selbständig zu äßen beginnen, so steht ihnen allent-
halb reichliche Speise zur Verfügung. So nehmen sie zu an
Größe und Kraft, und die rauhen Stürme des Herbstes finden sie
gewappnet gegen jegliche Unbilden. —

Besonders merkwürdig gestalten sich die hier zur Erörterung
gestellten Verhältnisse bei manchen unserer heimischen Fleder-
mausarten. Daß diese mit Unrecht so verabscheuten Geschöpfe
im Herbst zur Begattung schreiten, kann uns zunächst nicht wunder-
bar erscheinen; denn um diese Zeit stehen sie, nachdem sie den
ganzen Sommer hindurch eifrig der Insektenjagd obgelegen, in
einem vortrefflichen Ernährungszustand, und ihr Embonpoint hat
das Maximum seiner Entwicklung erreicht. Außerst seltsam aber
ist es, daß der in den Körper des Weibchens eingeflüßte Samen,
ohne daß es zu irgendeinem Befruchtungsprozesse kommt, ruhig
in der Gebärmutter (Uterus) liegen bleibt; ein höchst eigenartiges
Verhalten, das aber alsbald seine Erklärung findet, wenn wir in
Rechnung ziehen, daß die Fledermäuse in einen ungemein tiefen
Winterschlaf verfallen, während dessen sie alle Vorratsstoffe ihres
Leibes zusammenhalten müssen, um nur das bloße Leben als solches
über die rauhe Jahreszeit hinüberzureiten. Daß während dieser
Epoche äußerster Not die Weibchen nicht imstande sein können, auch
noch für einen oder mehrere in ihrer Gebärmutter heranwachsende

Embryonen nährenden Substanzen abzugeben, liegt auf der Hand; und so erscheint es uns als eine sinnreiche Einrichtung, daß der Akt der Befruchtung sich erst im Frühling, wenn der Insektenfang draußen wieder beginnen kann, im Inneren des Mutterleibes vollzieht. Warum aber — so höre ich fragen — findet dann nicht auch die Begattung erst im Lenze statt? Nun, auch die Männchen halten ja einen Winterchlaf; auch sie erwachen, wenn die laue Frühlingluft sie umspült, in einem arg heruntergekommenen Zustand, in welchem sie dem aufreibenden Spiele süßer Minne kaum gewachsen sein dürften.

Die Mitteilungen über die Fledermäuse erinnern manchen Leser vielleicht an die merkwürdigen Verhältnisse, die über der Fortpflanzungsweise unseres Rehes obwalten. Bekanntlich liegt die Brunstzeit dieser Tiere, die sogenannte „Blattzeit“, etwa im August; die Geburt der Jungen — meist sind es Zwillinge, ein Männchen und ein Weibchen — findet aber erst im Mai des kommenden Jahres statt. Diese Erscheinung ist auffallend genug, um die Jägerleute, die ja abenteuerlichen Erklärungen nicht selten nicht ganz abgeneigt sein sollen, zur Aufstellung der seltsamsten Behauptungen zu veranlassen. So hört man gelegentlich, daß die Mäde im Herbst, etwa zur Brunstzeit der Hirsche, nochmals begattet würde, und daß dann erst die eigentliche Befruchtung einträte. In Wirklichkeit beginnt die Schwangerschaft natürlich schon im August. Während des Winters aber ruht die Weiterentwicklung der heranreifenden Frucht. Offenbar sind hier die dürftigen Ernährungsverhältnisse, wie sie die rauhe Jahreszeit mit sich bringt, mit von Einfluß, insofern als sie dem selbst oft argen Hunger leidenden Muttertiere nicht gestatten, für das in seinem Leibe geborgene Embryonenpaar Nährstoffe abzugeben.

Uebrigens haben bei weitem nicht alle Säugetiere nur eine einzige Brunstzeit im Kreislaufe eines Jahres aufzuweisen. Bei den großen Säuftieren, die viele Monate hindurch trüchtig sind und alljährlich höchstens einmal Junge werfen, blüht naturgemäß auch der Liebesmai nur einmal im Jahre. Anders liegen die Dinge aber z. B. bei vielen der kleineren Nagetiere. Von tausend Feinden verfolgt, der verderblichen Wirkung widriger Bitterung oft schutzlos preisgegeben, können diese schwachen Geschöpfe nur durch eine ins Ungeheure gesteigerte Fruchtbarkeit den ihnen drohenden Gefahren begegnen, und der immer aufs neue geschwängerte Uterus der Weibchen ist für sie die wertvollste Waffe, mit der sie sich in dem rasenden Kampfe ums Dasein behaupten. Bekannt in dieser Beziehung sind ja die Kaninchen. Vom frühesten Vorfrühling an bis tief hinein in den Herbst löst in etwa sechs-wöchentlichen Zwischenräumen ein Wochenbett das andere ab, und der „Kammler“ hat während dieser Periode sozusagen eine ganze Kette von rasch aufeinanderfolgenden Brunstzeiten durchzumachen.

Die Eskimos.

Der Streit zwischen Peary und Cook um den Vortrang in der Nordpolentdeckung hat die Aufmerksamkeit der ganzen Kulturwelt auf das weit entrückte Eskimovolk gelenkt, aus dessen Mitte sich die „einwandfreien Zeugen“ stellen sollen. Mit einem solchen einwandfreien Zeugnis steht es nun ähnlich wie mit den Berichten, die vor nicht langer Zeit bisweilen von einem „glaubwürdigen“ Herero geliefert wurden. Man weiß in den breiten Volksschichten Europas überhaupt nicht viel von jenen Entfernungen einer aus den Ländern der gemäßigten Zone seit undenklich langen Zeiten verschwundenen paläolithischen (altsteinzeitlichen) Urbevölkerung, die jetzt noch in den arktischen Gegenden haufen. Daß sie aber einem wissenschaftlichen Kreuzverhör nicht gewachsen sein dürften, ist gleichsam gefühlsmäßig auch denen klar, die nichts oder so gut wie nichts von ihren Lebensgewohnheiten gehört haben. Heute ist das Interesse an den Eskimos ein sehr reges geworden, und jede Veröffentlichung über das seltsame Völkchen findet eifrigste Beachtung. In der Zeitschrift „Science Progress“ gibt ein hervorragender englischer Gelehrter, Professor Sollas, wertvolle Beiträge zur Kenntnis der „modernen Vertreter“ der paläolithischen Rassen. Der Name „Eskimo“ stammt, wie dies auch bei manchen schottischen Clans vorkommt, von ihren Feinden, in diesem Fall also von den Indianern, und bedeutet „Esser von rohem Fleisch“. Allerdings geschieht den Eskimos mit diesem Namen Unrecht, denn sie pflegen nur im Fall äußerster Not und um sich vor dem Verhungern zu schützen, unzubereitetes Fleisch zu genießen. Sie selbst bezeichnen sich mit dem Namen „Innuit“, was einfach „Menschen“ bedeutet. Die Eskimos bewohnen die arktischen Gebiete von Grönland bis Alaska. Auch die Aleuten und der äußerste Nord-Osten Sibiriens bis zur Koljutschinbai ist Eskimogebiet. Nach einer von dem deutschen Geographen Professor Hassert vorgenommenen Schätzung zählen sie ungefähr vierzigtausend Köpfe. Die in Kamtschatka und im äußersten Nordosten Sibiriens ansässigen Tschuktschen und Kamtschadalen sind nicht den Eskimos zuzurechnen, sondern gehören einer anderen Rasse an. Die Eskimos sind allerorten durch eine große Uebereinstimmung in ihren körperlichen Merkmalen gekennzeichnet. Obgleich auch die Lebensweise und die Sprache überall die gleichen sind, haben sie keinerlei staatliche Gemeinschaft ausgebildet und stellen vielmehr eine lockere Masse dar. Häuptlinge gibt es nicht, und auch die als „Angakot“ bezeichneten Medizinmänner haben keine sehr bevorrechtete Stellung. Ein Unterschied in der Art der Arbeit besteht lediglich zwischen den

beiden Geschlechtern. Die Eskimosprache zerfällt in etwa fünfzig verschiedene Mundarten, wovon jedoch die am stärksten verschiedenen, wie sie einerseits im östlichen Grönland und andererseits an der asiatischen Seite der Beringstraße gesprochen werden, nicht mehr von einander abweichen als z. B. das Englische vom Deutschen. W. Thalbizer, der jüngste Erforscher der Eskimosprache, bezeichnet sie als ganz vereinzelt dastehend. Weber in Asien noch in Amerika findet sich ein Idiom, das mit ihr irgendwie in Zusammenhang gebracht werden könnte. Ebenso wie die Sprache ist auch die körperliche Beschaffenheit der Eskimos ganz eigentümlich. Sie sind von kleiner Statur. Die mittlere Körperhöhe der Grönländer beträgt nur 162 Zentimeter. Ihr tiefschwarzes Haar gleicht einer Pferdeshähne. Die Haut ist rötlichbraun und erinnert bei der Berührung an die der Keger. Die in großen Höhlen liegenden Augen sind dunkel, die Nase ist gleichzeitig lang und breit, der Schädel lang und hoch. Seltamerweise ist die Schädelhöhle sehr groß. Nach Messungen von Dudworth beträgt ihr Inhalt 1550 Kubikzentimeter, also mehr als bei manchen der höchstentwickelten europäischen Kulturvölker. Die bei beiden Geschlechtern ganz gleiche Tracht besteht aus kurzen Weinkleidern und einem Obergewand, das nach oben in eine Kapuze endigt. Die Weinkleider setzen sich bisweilen in eine Art von Samaschen fort. In der Herstellung von Schuhen, deren sie eine große Zahl verschiedener Arten kennen, sind sie sehr geschickt. Die Natur hat sie zu trefflichen Schuftern erzogen, und sie verstehen ihr Schuhwerk für die langen Marsche über das Eis ausgezeichnet zu besohlen. In ihrer Hausindustrie spielen die Robben Därme eine große Rolle; sie dienen u. a. auch als Ersatz für Fensterglas. Die Kleidung wird nur im Freien getragen. Im Innern der Hütten gehen die Eskimos stets nackt, und jeder Gast wird vor allem aufgefordert, sich seiner Kleider zu entledigen. Unter Berücksichtigung der ungeheuren Schwierigkeiten, denen die Eskimos im Kampf ums Dasein gegenüberstehen, kann man sie nicht als eine sehr niedrig stehende Rasse bezeichnen. Es ist ihnen gelungen, ein Frostgebiet zu besiedeln, in dem jeder andere Mensch zugrunde gegangen wäre. Dabei sind sie von heiterer Gemütsart und besitzen mancherlei liebenswürdige Eigenschaften. Wie so vielen Naturvölkern hat auch ihnen die Berührung mit der weißen Rasse keinen Segen gebracht. Verarmung, Selbstmord und Herabminderung des Selbstbewußtseins kamen im Gefolge der Eindringlinge aus Europa und Amerika zu ihnen. Es scheint, daß dieser ungünstige Einfluß kaum eine Ausnahme zeigt. Rink schildert in seinem Werke über Grönland die Missionen Kew-Herrenhut und Lichtenfels in recht bezeichnender Weise. Jede dieser Stationen beherbergt etwa hundert Eingeborene. Die Missionsgebäude sind hübsch, geräumig, für grönländische Verhältnisse sogar stattlich zu nennen. Aber sie werden hauptsächlich von den Missionaren bewohnt. Die Eingeborenen haufen in elenden Hütten ringsumher auf dem Felsen. Diese Wohnungen erinnern eigentlich mehr an die Form eines Düngerhäufens als an menschliche Wohnungen. In Grönland nimmt ihre Zahl stark ab. Mit ihrem Verschwinden wird dieser „sechste“ Erdteil ein unbewohntes Land geworden sein, denn ohne den Eskimo vermag der Europäer in jenen Gegenden nicht zu bestehen, und damit werden auch Nordpolexpeditionen immer schwieriger werden. Ob der Fuß eines Eskimo nicht längst vor Peary und Cook den Pol betreten hat, wird nie festzustellen sein. Als Möglichkeit muß man es wohl gelten lassen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Paul Göhre, Die neueste Kirchengaustrittsbewegung aus den Landeskirchen in Deutschland. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena, 1909.)

Die Schrift versucht zum ersten Male, das Wesen der neuen Kirchengaustrittsbewegung klar zu machen. Der Verfasser vermeidet es löblicherweise, in irgend einer Weise diese Bewegung mit der sozialdemokratischen Parteibewegung zu verknüpfen. Ueberhaupt liefert er nichts weiter als einen objektiven Bericht. Das erste Kapitel legt die Rückständigkeit gerade der deutschen Kirchen (evangelischer wie katholischer) bloß. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die Reaktion nicht nur oben in der Regierung, sondern in den Herzen der Geistlichen selber sitzt, was die Beschlüsse des deutschen Pfarrertages genugsam beweisen. Während das zweite Kapitel die vielfachen Hindernisse beleuchtet, die den Austrittenden in den Weg gelegt werden, sucht das dritte die Eigenart der früheren Kirchengaustritte im Unterschied von den heutigen aufzuzeigen. Alle früheren Kirchengaustritte erweisen sich als ein Auswechseln von Personen innerhalb der einzelnen Kirchen bzw. Sekteln. Sehr anschaulich zeichnet der Verfasser die Gründe dieser Kirchengaustritte in den modernen Produktionsverhältnissen mit ihrer Unzahl von Wiskchen, mit ihrer rückständigen, das Sektentwesen begünstigenden Heimarbeit usw. Der Charakter der neuen Austrittsbewegung liegt darin, daß hier der Austritt vollzogen wird, „um dauernd jeder Religionsgemeinschaft fernzubleiben. Die neue Bewegung ist eine ausschließlich protestantische. Daß die Proletarier, die sie tragen, fast ausschließlich Sozialdemokraten sind, liegt nicht an der sozialdemokratischen Partei, sondern daran, daß die sozialdemokratischen Arbeiter es zugleich sind, die die Ergebnisse der modernen Forschung am meisten in sich auf-

genommen und den Massencharakter der Kirche am meisten und ehesten zu fühlen bekommen haben. Als äußeren Anlaß der neuen Austrittsbewegung bestimmt das siebente Kapitel richtig das Schulverfassungsgesetz und die preussische Wahlreform. Besonders der Kampf um letztere zeigt, daß die Kirchenaustrittsbewegung hervorragend politischen Charakter trägt. Sie ist ein politisches Kampfmittel. Die bisherigen Erfolge werden ohne Uebertreibung und ruhig gebüht. Der Verfasser kommt auf Grund mannigfacher Materialsammlungen zu dem Resultat, daß innerhalb der letzten drei Jahre etwa 30 000 Menschen der Kirche den Rücken gekehrt haben. Auch der Einfluß der Kirche, wie er sich in der Zahl der von ihr vorgenommenen Amtshandlungen zeigt, geht prozentual stark zurück, bei Katholiken fast noch mehr als bei Protestanten. Ein vorletztes Kapitel erörtert die läßlichen Rückeroberungsversuche der Kirche. Weder hat sie die Burgen der Bewegung erkannt, noch weiß sie anständige Mittel, ihr Einhalt zu tun. Schließlich ruft sie nach dem Arm der Polizei. (Vergl. die Synodalverhandlungen von Brandenburg und Berlin II.) Ueber die Zukunft der Bewegung gibt sich der Verfasser keinem übergroßen Optimismus hin. Wächst sie, so kann das nur geschehen, wenn diejenigen Faktoren, die sie bisher noch hielten, auch ferner in Wirksamkeit bleiben — wozu freilich alle Aussicht vorhanden ist. Der Verfasser beabsichtigt, über den eventuellen Fortgang der Bewegung weiter zu berichten. Bei der Lotschwingeaktion der amtlichen Behörden ist es ihm daher doppelt erwünscht, alles einschlägige Material (Zeitungsaufsätze, Zahlenangaben, kirchliche Verordnungen, Resolutionen usw.) von Freunden der Bewegung zu erhalten.

Erziehung und Unterricht.

Der Schülerstaat. Ueber die Schulgemeinde, einen Schülerstaat, einen Staat im kleinen, der auf dem Gedanken aufgebaut ist, daß bei denkenden Wesen die Selbstregierung, die Zwangsregierung, die Selbstbestimmung und freiwillige Unterordnung unter den Zusammengehörigkeitsgedanken der Machtherrschaft vorzuziehen sei, schreibt die „Köln. Ztg.“: Im Grunde genommen ist es ein alter liberaler Gedanke, der in neuem Gewande auftaucht. Seine Heimat ist diesmal — wie natürlich! — Amerika. Man kann ihm vielleicht in seiner Anwendung auf die Schule und auf die in ihr notwendig herrschende Zucht skeptisch gegenüberstehen. Da ist es interessant, zu beobachten, wie denn die Versuche zur Uebertragung in die Wirklichkeit ausfallen. Auf der Versammlung der deutschen Schulmänner und Philologen in Graz hat in diesen Tagen Dr. Probingers, Professor am deutschen Gymnasium in Pola, einen beachtenswerten Bericht darüber erstatten können, wie die Schulgemeinde an seiner Anstalt sich im ersten Jahre der Neueinrichtung bewährt hat. Es handelt sich dabei überhaupt um eine Neuerung für Oesterreich, dessen Boden in vieler Hinsicht für solche Versuche noch viel empfändlicher und ungünstiger ist als anderswo. Man denke nur an das nationale Mojail und seine Zusammenwürfelung verschiedenen Geblüts, verschiedener Kulturen und Kulturgrade und verschiedener Traditionen. Hier muß eine Neuerung auf viel größere Bedenken und Hindernisse stoßen als in einheitlicher gestalteten Ländern. Nach den Ausführungen Dr. Probingers ist der Versuch mit einer Schulgemeinde durchaus geglückt. Die Schüler haben eine „Verfassung“ erhalten, nach der sie sich selbst verwalten und selbst für Zucht und Ordnung unter sich zu sorgen haben. In jeder Klasse wirken für je 14 Tage eine Anzahl Ordner unter einem Vorsteher. Es ist ein eigener Gerichtshof gebildet, und sein Wirken, wobei von jeder Freiheitsstrafe abgesehen wurde, war derart erfolgreich, daß alle sonst vorkommenden schweren Disziplinarvergehen vollständig ausgerottet schienen. Und mehr noch. Die volle Selbstverwaltung hat auch — wenn auch nur in dem in Frage stehenden engeren Kreise der Schülergemeinde — das Wunder für österreichische Verhältnisse bewirkt, daß auch die Nationalitätenfrage erfolgreich gelöst worden ist. Und doch stehen sich in Pola Deutsche, Italiener und Slaven gegenüber, von Stammes- und politischen Untergruppierungen ganz abgesehen. Der Versuch der Schulgemeinde steht dort jetzt im zweiten Semester. Er ist also noch nicht viel mehr als ein Anfang, aber bisher ein glücklicher und vielversprechender. Daß der Bericht Dr. Probingers auf reges pädagogisches Interesse stößt, ist wohl zu erwarten.

Das liberale Blatt schließt seinen Bericht mit einer Bemerkung, der auch wir durchaus zustimmen können: Man wird den weiteren Verlauf des eigenartigen und höchst bemerkenswerten Versuchs mit Interesse verfolgen und den Wunsch aussprechen dürfen, daß auch durch zahlreiche Versuche an anderen Orten und unter anderen Verhältnissen ein möglichst vollkommenes Bild erzielt und ein sicheres Urteil in dieser für unsere Schulverhältnisse so wichtigen Frage gewonnen werde.

Nur ist zu fordern, daß dieser pädagogische Fortschritt, der nebenbei bemerkt seine historischen Vorläufer hat, nicht auf die höheren Schulen beschränkt bleibe und nicht etwa zu einer Lehrerersparung ausgebeutet werde.

Geologisches.

Das ehemalige Tropenlima am Nordpol. Wer mit der geologischen Wissenschaft nicht auf einigemmaßen vertrauten Fuße steht, dem wird die Nachricht, daß Professor Mac Millan von

der Peary-Expedition Beweise für ein ehemaliges Tropenlima im höchsten Norden beigebracht haben soll, ganz besonders merkwürdig und vielleicht ungläubhaft erscheinen. Den Geologen aber kann diese Entdeckung keineswegs überraschen, da schon eine große Anzahl früherer Funde darauf vorbereitet haben. Wenn die Peary-Expedition in einer Breite von 81 Grad und 25 Minuten die Reste ausgestorbener tropischer Tiereutage gefördert hat, so ist daran zu erinnern, daß schon von früher her Pflanzenreste von tropischem Charakter bis zum Grinnell-Land in einer Breite von 81 Grad und 45 Minuten nachgewiesen sind. Stellt man kurz zusammen, was in wesentlichen von solchen Resten aus dem Nordpolargebiet bekannt geworden ist, so sind an erster Stelle die Ueberbleibsel ausgestorbener Tiere aus der Jurazeit zu nennen, die sowohl an der Ostküste von Grönland wie in Spitzbergen gefunden wurden. Es ist eine für die mutmaßlichen Zusammenhänge der damaligen Festländer auf der Erde wichtige Tatsache, daß jene ausgestorbenen Tiere sehr wenig Verwandtschaft mit den Juratieren in Mitteleuropa, also etwa aus der Schwäbischen Alb zeigen, dagegen eine weit größere Ähnlichkeit mit der Lebewelt des russischen Jura haben. Aus der Kreide finden sich Ablagerungen in dem nördlichen Grönland in einer Breite von 70 Grad mit Pflanzenresten, unter denen die eigentümlichsten wohl die Blätter eines *Artocarpus* sind. Diese Gattung ist nämlich nichts anderes als der oftgenannte Brotfruchtbaum, der heute fast ausschließlich auf die heiße Zone beschränkt ist. Sehr bedeutend sind dann ferner die bereits kurz erwähnten Funde von tertiären Pflanzen aus der Unterabteilung des Miocän, wie die obere Stufe der jüngeren Tertiärzeit genannt wird. Es sind fast 400 Pflanzenarten dieses geologischen Alters aus dem Nordpolargebiet beschrieben worden, und es ist zunächst am wahrscheinlichsten, daß auch einer der neuen Funde der Peary-Expedition auf pflanzliche Vertreter dieser Epoche zu deuten sein werde, obgleich das angebliche Vorkommen von Kohlenlagern im höchsten Norden vielleicht auch auf das Vorhandensein der sehr viel älteren Steinkohlenformation hinweist. Steinkohlenlager von so hohem Alter sind längst aus Spitzbergen, Kowojas-Semlja und dem nördlichsten Amerika bekannt.

Der Laie wird nun geneigt sein, aus diesen Tatsachen ohne weiteres den Schluß zu ziehen, daß danach in früherer Zeit in der Gegend des Nordpols ein heißes oder wenigstens verhältnismäßig warmes Klima geherrscht haben muß. Für die älteren Zeiten der Erdgeschichte gibt die Geologie diese Forderung im allgemeinen zu, denn sie vertritt im großen und ganzen noch immer die Annahme, daß die klimatischen Unterschiede nach kalten, gemäßigten und heißen Zonen sich auf der Erde erst vergleichsweise spät, nämlich gegen das Ende der Tertiärzeit, herausgebildet haben. Als sicher erwiesen kann diese Annahme jedoch nicht gelten. Um ihre Glaubwürdigkeit zu erschüttern, braucht man nur die Tatsache ins Feld zu führen, daß solche Tiere wie Elefant und Rhinoceros noch vor einer, geologisch gesprochen, kurzen Zeit in Mitteleuropa und in Nordasien gehaust haben und daß sich die Leichen des Mammut im sibirischen Eisboden eingeschlossen finden. Auch ist es, dank der vollständigen Erhaltung dieser Riesenleichenname in dem Eis möglich gewesen, festzustellen, wovon sich die Mammuts in Sibirien genährt haben, indem an ihren Zähnen noch Nahrungsmittel haften geblieben waren. Nach deren Untersuchung ist kein Zweifel daran möglich, daß diese ausgestorbenen Vertreter des Elefantengeschlechts dort auch von nordischen Pflanzen sich genährt, und daß sie demnach in einem recht kalten Klima gelebt haben, wie es ungefähr dem heutigen sibirischen Klima entsprochen haben dürfte. Auch der Umstand, daß die Mammuts im Gegensatz zu allen lebenden Vertretern ihrer Sippe einen starken, bis zur Entwidlung von Wädhnen ausgebildeten Haarschuchs besaßen haben, zeigt aufs deutlichste, daß sie einen Schutz gegen Kälte nötig hatten.

Was lehren nun diese Dinge? Doch wohl, daß die Lebewesen eine ziemlich bedeutende Anpassungsfähigkeit an verschiedene Klimate besitzen. Es wäre also vorschnell, wenn man aus dem Fund einer Pflanze oder eines Tieres, dessen Verwandte heute in einem anderen Klima leben, den sicheren Schluß ziehen wollte, daß in dem Gebiet jenes Fundes zu Lebzeiten jener Organismen dasselbe Klima geherrscht haben müßte. Man darf also von einem ehemaligen tropischen Klima am Nordpol noch nicht sprechen, ehe die Forschung nicht viel tiefer in die Geheimnisse der Anpassungsfähigkeit der Lebewelt eingedrungen ist. Allerdings könnte man die Forderung auch zu weit treiben, denn die Tatsache, daß in einer geographischen Breite von fast 82 Grad früher Zypressen, Kiefern, Eiben und sogar Laubbäume gewachsen sind, läßt sich nicht gut mit dem Glauben vereinigen, daß damals dasselbe unwirkliche Klima in der Umgebung des Nordpols geherrscht haben sollte wie heute. Man braucht ja eben nicht gleich bis zum äußersten zu gehen und dem Nordpolargebiet für frühere Zeiten ein innerafrikanisches Klima anzudichten. Allerdings ist es noch eine offene Frage, in wie weit die Erdpole in der erdgeschichtlichen Vergangenheit erhebliche Verschiebungen erlitten haben, die einen Klimawechsel viel wahrscheinlicher machen würden. Jedenfalls können diese Wandlungen nur sehr allmählich, im Verlauf von Tausenden und Hunderttausenden von Jahren vor sich gegangen sein.